

Paroles de banlieue

„Du hast keine Chance, also nutze sie!“ – eine Reportage vor Ort

MARTINA ZIMMERMANN*

Bondy liegt im Nordosten von Paris, zehn Kilometer Autobahn von der Stadtgrenze entfernt. Die 45 000 Einwohner-Stadt liegt im Département Seine-Saint-Denis, Nummer 93, in der Vorortsprache „9-3“ genannt: Das ist da, wo nach landläufiger Meinung nur Rapper berühmt und nur Dealer reich werden. In diesem Département brach der Aufstand aus, nachdem sich zwei Jugendliche in Clichy-sous-Bois, vermutlich auf der Flucht vor der Polizei, in ein Elektrizitätswerk geflüchtet hatten und durch Stromschlag getötet worden waren. Als Innenminister Sarkozy dann im Fernsehen von „Gesindel“ in den Vororten sprach, brannten auch in Bondy Autos. In der Nacht vom 2. auf den 3. November waren es 46 in den Straßen von Bondy-Nord, nicht im Süden der Vorstadt, der aus adretten Häusern besteht, sondern im Norden mit 5–13-stöckigen Hochhaussiedlungen. Auch in den darauf folgenden Nächten fanden Straßenschlachten unter den Fenstern der Anwohner statt.

„Sie haben in unserem Block Feuer gelegt“, erzählt Abdel. „Mit einem Auto fuhren sie rückwärts unter die Vorhalle.“ Mit Schrecken erinnert sich der Franzose algerischer Herkunft: „Das Auto brannte, und gleich daneben war die Gasleitung!“ Ein Anruf bei der

Polizei erwies sich als wirkungslos: „Die Polizei sagte, die Feuerwehr wird nicht kommen, weil im Nachbarort auf sie geschossen wurde. Zum Glück hatten wir selbst Wasser und Schlauch!“ Gemeinsam mit dem Hausmeister pumpte Abdel Wasser aus dem Keller, und es gelang den Männern, den Brand zu löschen. Abdel ist schockiert. Zwei seiner Freunde und seine Nachbarin haben kein Auto mehr. Der Mann, der im Rathaus arbeitet, versteht die Jugendlichen nicht mehr. Cyril, ein 25-jähriger Schwarzer, wagte sich in diesen Nächten nicht auf die Straße: „Zu heiß!“ Der Musikproduzent beobachtete von seinem Fenster aus, wie der Wagen seines Vaters brannte.

Toff, Flouz und La Chèvre nennen sich die drei Jugendlichen in Sweatshirts mit Kapuze, die mir auf der Straße begegnen. Sie tönen, Innenminister Sarkozy solle seinen Hut nehmen oder Korsika mit dem Kärcher-Hochdruckreiniger säubern, sie aber in Ruhe lassen. Ich frage sie, wieso sie denn den Schaden in ihrem eigenen Viertel anrichten: „Paris ist weit weg,“ erklärt Toff: „Da wissen wir nicht, wohin wir wegrennen können.“ Sein Freund La Chèvre murmelt: „Sie provozieren uns hier, nicht in Paris!“ Die Pariser könnten nichts dafür, meinen die drei einstimmig:

* Martina Zimmermann, Paris-Info, lebt als freie Journalistin in Paris.

„Bei uns vor der Tür sagen sie uns, geht nach Hause, haut ab. Manchmal verhaften sie uns wegen einer Ausweiskontrolle. Sie kontrollieren uns, obwohl sie uns kennen!“ So klagen viele Jugendliche in den Vororten.

„Wir sind Franzosen und fordern gleiche Chancen!“

Als die französische Regierung am 8. November den Ausnahmezustand verkündete und den Präfekten die Möglichkeit gab, eine Ausgangssperre zu verhängen, war in Bondy-Nord bereits wieder Ruhe eingekehrt. Die Bewohner des Viertels waren es, die Feuer löschten. Sie waren es auch, die die Jungen beruhigten. Die Leute vom Fußballverein sprachen mit den Eltern, Eltern ließen ihre Kinder nicht raus, die großen Brüder redeten mit Rebellen und Randalierern. Darunter der 38-jährige Laid: „Wenn ihr gehört werden wollt, nehmt eine Wählerkarte und geht zur Wahl!“ lautet sein Credo. „Wenn Herr Sarkozy kommt und sagt, hier sind nur Kriminelle, dann haltet eure Wählerkarte hoch und sagt, Herr Sarkozy, wir sind Bürger! Wir sind Franzosen. In den Cités gibt es nicht nur Kriminelle!“ Laid hat sich in Fahrt geredet: „Gäbe es hier nur Voyous, wären die Busse leer“, verteidigt er die Bewohner der Vororte. „Ausgangssperre?“ Flouz schüttelt den Kopf: „Ich lasse mir nicht mal von meinem Vater was sagen!“ Ein bärtiger Mann fühlt sich von den Notstandsgesetzen an den Algerienkrieg erinnert: „Wie damals. Man will uns implizit damit sagen, die Araber und die Muslime sind schuld.“

Nach den ersten Unruhen war eine Gruppe aus Bondy-Nord im Rathaus empfangen worden, nun wurde auch ein Termin mit der Parlamentsabgeordneten des Wahlkreises vereinbart. Aber mit Integration darf ihnen keiner kommen. Ob alt oder jung, alle reagieren allergisch auf den Begriff. „Wir wählen, und man sagt uns, integriert euch!“, schimpft Laid. Er ist in Bondy zur Welt gekommen und

fand vor einem Jahr, mit 37 Jahren, zum ersten Mal in seinem Leben eine feste Arbeit: „Das kann man zu jemandem sagen, der mit 40 herkam, die Sprache nicht spricht, der nicht hier in die Schule ging“, so Laid empört. „Die jungen Leute hier sind Franzosen! Sie sind vielleicht dunkelhäutig, aber sie sind Franzosen!“ Die Linke habe eine Politik des sozialen Friedens gemacht nach dem Motto: Wenn einer nervt, kriegt er einen Job und dann ist Ruhe. Aber auch in der repressiven Politik der Rechten finden sich die Bewohner der Vororte nicht wieder. „Wer repräsentiert uns im Parlament?“ fragt Laid. „Wer sieht da so aus wie wir?“

Mohamed Mokrani ist als Gemeinderat in Bondy einer der wenigen, von dem sich diese Bürger vertreten fühlen. „Heute mobilisieren sich die Politiker“, stellt Mokrani fest. „Aber werden sie diesmal länger durchhalten als einen Monat?“ Er erinnert daran, dass auch in Bondy-Nord nicht zum ersten Mal Autos brannten, und befürchtet, dass es nicht das letzte Mal gewesen sein wird. „Was passiert ist, wird das Problem der Arbeitslosigkeit nicht lösen“, so der Gemeinderat, „aber vielleicht ist das Bewusstsein dafür gestiegen, dass da Leute Arbeit und gleiche Rechte fordern!“

Diese Hoffnung teilt auch die große Mehrheit der Frankomaghrebiner, die nicht in Vorortsiedlungen wohnen. In Bondy-Nord sind aber auch skeptischere Töne zu hören: „Der Aufstand ist die Wunschvorstellung eines jeden Einwohners der französischen Ghettos“, behauptet ein junger Bärtiger, dem ich als Deutsche sympathisch bin, weil er Hitler mag. „Wenn sie jetzt einen Dringlichkeitsplan machen, Arbeit schaffen, Chancengleichheit herstellen, wäre das auch vorher möglich gewesen. Wenn es nicht gebrannt hätte, hätten sie es nicht getan.“ Voller Hass murmelt der Junge: „Da sieht man, dass sie alle Hurensöhne sind!“

„Intégration en panne?“

Vor allem ausländische Journalisten stellten Frankreich als Land in Flammen dar, wo Herden von Ausländern mit ihrer Revolte zeigen, dass jeder Integrationsversuch gescheitert ist. Die Russen verglichen die Situation mit der in Tschetschenien, die Amerikaner bescheinigten Frankreich, nicht ohne Schadenfreude, „ihre“ Katrina à la française. Die Europäer fürchten einen Flächenbrand, der auf ihre Länder übergreifen könnte. Und doch galt Frankreich lange Zeit als mustergültiges Integrationsland. Geht man nur bis zur Generation der Großeltern zurück, hat jeder vierte Franzose nicht-französische Vorfahren. Ohne die Einwanderung des vergangenen Jahrhunderts zählte Frankreich heute 12 Millionen Einwohner weniger. Laut der Volkszählung von 1999 beträgt der Einwandereranteil in der französischen Bevölkerung 7,4 Prozent und ist damit seit 1975 konstant geblieben.

Die ersten Algerier kamen zu Beginn des 20. Jahrhunderts, und auch, als das französische Kolonialreich zerbrach, kamen die Männer weiterhin nach Frankreich, um Straßen zu bauen oder in Fabriken zu schufteten. Der Beduinenjunge *Brahim Benaïcha*, heute französischer Steuerberater, kam 1960 nach Nanterre: „Der Alptraum war damals, dass wir in einer Pfahlbautensiedlung landeten, einem Slum voller Schlamm; die Häuser waren Baracken aus Holz und Schrott.“ Seine Familie hielt das für provisorisch, schließlich wollte sie bald wieder in die Heimat zurückkehren. Doch das Provisorium dauerte zehn Jahre, bis 1970.

Als damals die Siedlungen um die Großstädte gebaut wurden, galten diese als Meilenstein des sozialen Fortschritts. Heute drohen diese Vororte zu Ghettos zu werden. Hier leben die ärmsten Franzosen und unter ihnen sind viele Migranten und ihre Kinder, die mehrheitlich aus Nord- und Schwarzafrika stammen. Immer wieder machten Jugendliche in der Vergangenheit ihrem Unmut mit

Gewalt Luft. So kam es zum Beispiel im Jahr 2000 in Toulouse nach dem Tod eines 17-jährigen Autodiebes, der von einer Polizeipatrouille erschossen worden war, zu Unruhen: „Die Polizisten provozieren uns ständig“, erklärten die Jugendlichen damals und beklagten Ausweiskontrollen an ein und derselben Person mehrmals am Tag. „Es ist wie ein Spiel“, erklärte damals eine junge Frau im französischen Rundfunk. „Selbst wenn man die Krawalle nicht rechtfertigen kann: Man darf sich nicht wundern, dass es zu solchen Exzessen kommt.“ Neu ist diesmal, dass Krawall und Randalie über zwei Wochen lang andauern und auf die Provinz übergreifen.

Familie, Schule und Arbeitswelt führten bisher zur Integration aller Bürger in die Gesellschaft. Alle drei Bereiche sind im Umbruch oder in der Krise. Das macht sich bei denen, die sozial benachteiligt sind, am meisten bemerkbar, nicht nur bei Maghrebiniern und Schwarzen. Diese sind aber zusätzlich Opfer von Diskriminierungen und Rassismus. Sie können Fußballer wie *Zidane* oder den Raisänger *Khaled* anhimmeln und auf erfolgreiche Unternehmer mit arabischem Namen stolz sein. Aber sie wissen sehr wohl, dass sie selbst bei gleicher Qualifikation zehnmal weniger Chancen haben, zu einem Bewerbungsgespräch eingeladen zu werden. (Das sind die offiziellen Zahlen des Observatoriums für Diskriminierungen.) Hinter einem Vorortkid, das in einer Reality-Show im Fernsehen zu Ruhm kommt, stehen Tausende, die keinerlei Perspektive haben. Und die kommen nur ins Fernsehen, wenn sie Frankreich das Fürchten lehren, dann aber sogar als Aufmacher der 20 Uhr-Nachrichten.

Stéphane Pocrain ist als ehemaliger Sprecher der Grünen und als Journalist ab und zu in den Medien präsent. „Schon der Komiker *Coluche* sagte, alle sind gleich, aber manche sind gleicher.“ Der junge Schwarze beklagt, dass es kaum „arabische Politiker“ gebe und kaum Schwarze als Fernsehmoderatoren. „Die Leute denken immer noch, das Land sei

100 Prozent Milch“, so Pocrain. „Obwohl die Wirklichkeit mehr Schokolade ist, oder Milchsokolade.“

Präsident Chirac hatte 1995, bevor er zum ersten Mal zum Präsidenten gewählt wurde, einen „Marschallplan für die Vororte“ versprochen. Und obwohl Chirac seit 2002 Migrantenkinder in seine Regierungsmannschaft holt (Tokia Saïfi in der Raffarin-Regierung als Staatssekretärin für nachhaltiges Wachstum, derzeit Azouz Begag als Minister für Chancengleichheit), diskutierten in den ersten Tagen der Unruhen auf allen französischen Fernsehkanälen weiße Männer um die 50, wie den jungen Randalierern beizukommen sei. Nachdem Azouz Begag die Wahl von Innenminister Sarkozy kritisiert und sich beklagt hatte, bei keinem Vorortbesuch eines Ministerkollegen mit von der Partie zu sein, prasselte von allen Seiten Kritik auf den „Alibi-Beur“ nieder. Fast so, als reiche es, wenn man einem Frankomaghrebiner einen Ministersessel zur Verfügung stellt, auf dass er dann als Alibi-Beur die Klappe zu halten habe. („Beur“ bezeichnet die maghrebini-schen Migrantenkinder der zweiten Generation, das Wort entstand aus einer Umkehrversion von „arabe“). Erst nach zwei Wochen weiterer Unruhen wurde er erneut zum Interview eingeladen. Die erste Frage im öffentlichen „France-Inter“-Radio war, was er von der repressiven Politik Sarkozys halte. „Darf ich einmal für mich selbst existieren?“ Azouz Begag verweigerte die Antwort und konnte endlich seine Analyse erläutern, die viele Franzosen aus der Einwanderung teilen: Sie machen die Diskriminierungen im Alltag für die geballte Frustration verantwortlich, die sich in den Unruhen entlud.

Beur FM

Die Ereignisse in Frankreich beschäftigten nicht nur die nationalen und die internationalen Medien, sondern auch die Community-Sender in Frankreich. „Beur FM“ ist ein Ra-

dio der Frankomaghrebiner, das mit algerischem Rai und den Musikstilen der französischen Mischkultur die Hörerherzen eroberte. Unter dem Motto „Die Vororte gehören zu Frankreich!“ diskutierten Hörerinnen und Hörer täglich auf Beur FM, drückten ihre Wut aus und analysierten die Situation auf ihre Weise: „Die Gewalt ist nicht zu rechtfertigen“, so ein Hörer, „aber dahinter steckt ein Identitätsproblem.“ Tägliche Diskussionen gehören seit jeher zum Programm des Radios, doch seit den Unruhen in den Vororten wird den Kommentaren noch mehr Platz eingeräumt: Vereine, die vor Ort tätig sind, Künstler, Rapper, Musiker aus den Vororten erklären ihre Sicht der Dinge, die Hörer stellen den Studiogästen Fragen und kommentieren. Man hört die Emotion in ihrer Stimme, als die ältere Hörerin Djamilia ins Telefon schreit: „Ich appelliere an Herrn Chirac, Herr Chirac, das sind Ihre Kinder, die Kinder Frankreichs. Sie rufen Sie um Hilfe. Sie sind keine Fundamentalisten und keine Dealer!“

Die Hörer kommen ohne Vorauswahl direkt auf Sendung, erklärt Chefredakteur Ahmed El Keyi: „Wir sind das einzige Medium, das die Anrufe nicht filtert.“ Die Reden seien oft interessant, manchmal brillant und meist sehr klar. Ausfälle seien sehr selten, erklärt er stolz: „Man darf diese Leute nicht unterschätzen. Sie haben eine politische Reife, sie werden wählen und immer mehr Einfluss in dieser Gesellschaft haben.“ „Die Basken oder Bretonen in Frankreich haben ihre Region. Wir, die zweite, dritte, vierte Generation, haben keine Region in diesem Sinne“, erklärt der Generaldirektor der Station die Funktion seines Radios: „Beur FM ist unsere kulturelle Heimat“, so Nacer Kettane, der auch Direktor des gleichnamigen Fernsehsenders Beur-TV ist.

Das Telefon klingelt, Chefredakteur Ahmed El Keyi hebt ab: „CNN? You’re not fed up with me?“ fragt er freundlich und in perfektem Englisch („Haben Sie noch nicht genug von mir?“). In diesen Tagen rennen die gro-

ßen Medien dem kleinen Sender im 11. Pariser Arrondissement die Türen ein. Ob für CNN oder das schwedische Fernsehen, Ahmed El Keyi gibt Interviews am laufenden Band und zählt die Übel der französischen Gesellschaft auf, die auf Beur FM seit Jahren behandelt werden: Alltagsprobleme von Diskriminierung, Rassismus, Wohnungsnot; die mangelnde Repräsentation der sichtbaren Minderheiten in Politik und Medien. „Einerseits freue ich mich, dass die Medien sich nur an uns wenden“, so der Kommentar des Chefredakteurs. „Aber wieder einmal bedauere ich, dass das wieder einmal aus einer sensationellen Perspektive heraus geschieht, weil Autos brennen, weil Leute verhaftet werden, weil es Verletzte gibt, weil Steine fliegen.“

Sogar der meistgesehene französische Fernsehsender TF1 dreht in den Räumen des Senders eine Reportage mit den drei Rappern der Gruppe „I13“. Sie soll in den 20 Uhr-Nachrichten gesendet werden. Plötzlich stürzen sich alle Medien auf die Rapper, die in ihren Texten die Lage in den Vororten beschreiben, seit es den französischen Rap gibt, und die Aufstände vorhergesagt haben. „Auf der einen Seite sind wir froh, dass wir zu Wort kommen“, erklärt Mokobé, einer der Rapper: „Aber es muss erst solche Vorfälle geben, damit man uns hört.“ Bereits auf ihrem ersten Album 1999 „Prince de la ville“ beschrieben die Rapper die Krise der Vororte. Unter dem Titel „Die Prophezeiung des Rap“ veröffentlichte die französische Tageszeitung „Libération“ Rap-Texte von 1991 bis 2005, in denen Respekt und gleiche Rechte auch für die Vorortkids gefordert werden. Die Texte handeln vom Unverständnis der Politiker und von Gewalt, die sich gegen einen selbst und das eigene Viertel richtet. „Die Lösung sind nicht Notstandsgesetze“, meint Mokobé. „Die Lösung besteht darin, die jungen Leute anzuhören.“

Aufruf der Mütter

Damit der riesige Schaden nicht umsonst entstanden ist, meldeten sich am 10. November in Paris die Mütter zu Wort. Sie taten auf einer Pressekonferenz im „Maison de la Radio“ kund, wie sie sich einen Ausweg aus der Krise vorstellen. „Die Schreie aus unseren Siedlungen sind Hilferufe, ignoriert sie nicht!“ Eine Soziologin, eine Senatorin und eine Filmemacherin appellierten im Namen aller Mütter an die Jugendlichen, die Gewalt einzustellen, aber vor allem an die Politiker: „Wenn die Kinder heute so gewalttätig sind, dann weil sie selbst im Alltag Gewalt erleben.“ Die grüne Senatorin *Alima Boumédiène-Thiery* kritisierte, dass die Regierung mit Ausgangssperre und Ausweisungen reagiert: „Razzien, Ausweiskontrollen, Beleidigungen – das ist Gewalt. Die Geschichte der Einwanderer, unsere Vergangenheit nicht anzuerkennen, ist auch eine Art von Gewalt.“ Die Mütter erinnerten daran, dass es andere Lösungen gibt: gemeinsame Verantwortung, politische Verantwortung, aber auch Dialog und Respekt, „der für beide Seiten gelten muss“. Ein Journalist des französischen Fernsehens fragte, warum die Frauen nicht die anderen Mütter dazu aufrufen, ihre Kinder nachts zu Hause zu halten. „Ich finde die Frage recht schockierend“, antwortete die Soziologin *Dounia Bouzar*: „Die Eltern kämpfen um ihre Autorität“, erklärte sie den Anwesenden: „Keine Mutter sagt zu ihrem Kind, mach was du willst, komm heim, wann du willst. Die Kinder hören nicht mehr auf die Erwachsenen, da geht es den Müttern nicht besser als den Lehrern.“

Die aus Algerien stammende *Leila Oussar* ist Friseurin und gehört zu den weniger berühmten Müttern, die den Aufruf unterstützen. Sie kam aus dem Vorort Montreuil zur Pressekonferenz und saß dann mit anderen Frauen im Saal. „Mein Mann ist Architekt, und er heißt natürlich Mohamed“, erzählt die schicke Dunkelhaarige. Ihr Mann habe Tausende von Bewerbungen verschickt: „Aber

meine Kinder sind trotzdem mit einem Vater aufgewachsen, der immer zu Hause und arbeitslos war.“ Sie habe ihrem 13-jährigen Sohn und ihrer 18-jährigen Tochter erklärt, wieso der Vater nicht arbeite: „Weil er Mohamed heißt. Das ist die Wahrheit, und unsere Kinder leiden darunter.“

Die Mütter wollen, dass es ihren Kindern einmal besser gehen soll. *Alima Boumédiène-Thiery* ist selbst in einem Vorort, in Argenteuil, aufgewachsen und hat bereits 1983 auf dem „Marsch der Beurs“ für gleiche Rechte demonstriert. *Boumédiène-Thiery* hat es zur Senatorin gebracht. Doch es kommt vor, dass sie in ihrem Büro im Pariser Senat für die Sekretärin gehalten wird. Solche Anekdoten haben alle auf Lager. „Es gab eine echte, aber unsichtbare Apartheid“, so *Yamina Benguigui*, die hofft, dass sich das nun ändert: „Nach allem, was nun passiert ist, ist sich ganz Frankreich bewusst geworden: Diese jungen Leute sind Franzosen. Sie kennen nur Frankreich, und ihre Geschichte ist in Frankreich, anders als noch bei uns oder unseren Eltern.“ Die Schlussfolgerung der Filmemacherin: „Das ist heute ein französisches Problem, das wir gemeinsam lösen müssen.“

Yamina Benguigui wurde mit Filmen berühmt, in denen sie die Geschichte der ersten Einwanderer aus dem Maghreb erzählt. Dann filmte sie die Mütter, die erstmals ihre Geschichte vor einer Kamera preisgaben. *Benguiguis* jüngstes Werk dreht sich um Migrantenkinder der heutigen Generation, die selbst mit tollen Diplomen nur schwer Arbeit finden. „Wenn nicht von ganz oben gesagt wird, dass es keine Gefahr bedeutet, einen Mohamed einzustellen, wird keiner das Risiko eingehen“, so *Benguigui*, „das muss heute von oben kommen!“

Stade de France – keine Erfolgsgeschichte

Da am 12. November ein Länderspiel zwischen Deutschland und Frankreich im Stade de France stattfand, sorgten sich die deutschen Medien, ob die Gewalt auch auf das Stadion überschwappen würde. Denn das Stade de France liegt inmitten der Vorortsiedlung La Plaine.

Es hätte eine schöne Vorortgeschichte werden können: Das Stade de France wurde extra für die Fußballweltmeisterschaft 1998 gebaut, mitten im sozialen Brennpunkt, dem Département Seine-Saint-Denis. Das wunderschöne Stadion sollte Ruhm und Arbeit bringen, und in der Tat haben sich in den acht Gemeinden um das Stade de France in den letzten fünf Jahren 800 Firmen niedergelassen und 18 000 Arbeitsplätze geschaffen. Doch es wurde keine schöne Vorortgeschichte, denn die Bevölkerung hat davon wenig: „1998 bei der Weltmeisterschaft waren alle glücklich, denn in der Elf war ein Araber, waren Schwarze, sie war gemischt“, erklärt ein etwa 40-jähriger Anwohner. „Doch sonst haben die Leute Angst vor denen, die anders sind.“ Man müsse den Kindern eine Perspektive geben, mahnt der Mann: „Wenn einer Diplome hat, sagt man ihm, Sie sind überqualifiziert. Und wenn wir nicht zur Schule gehen, kriegen wir auch keine Arbeit!“

Die Arbeitslosigkeit in den Nachbargemeinden des Stadions, die sich unter dem Namen „Plaine Commune“ zusammengeschlossen haben, liegt bei 17 Prozent. Die Zahl der Sozialhilfeempfänger ist im letzten Jahr um 14 Prozent gestiegen, und das vom Fiskus erfasste durchschnittliche steuerpflichtige Einkommen pro Einwohner bringt Plaine Commune auf Platz 161 von insgesamt 162. Die Antirassismus-Organisation „SOS Racisme“ veranstaltet im Département regelmäßige Treffen zum Thema Diskriminierung bei der Arbeitssuche. Der Vizepräsident der Organisation, *Samuel Thomas*, erklärt: „Ein Unternehmer will niemand aus der Siedlung ne-

benan einstellen, weil er mit allem, was erzählt wird, glaubt, das bringt die Probleme des Viertels in die Firma.“ Allerdings entstand nun – nach den Unruhen – eine Initiative von Unternehmern, die sich verpflichten, bei gleicher Qualifikation Kandidaten aus Seine-Saint-Denis zu nehmen.

Auch rund um das Stade de France brannten Autos, in einer Sporthalle wurde Feuer gelegt. Doch das Länderspiel gegen Deutschland wurde nicht als medienwirksame Bühne für weitere Krawalle genutzt: „Die meisten französischen Fußballspieler kommen aus Siedlungen wie der unseren,“ so ein Junge. „Wieviel kostet der Eintritt?“ fragt ein anderer pragmatisch: „Die Jungen aus den Vororten haben kein Geld, wie sollen sie den Eintritt bezahlen?“ Beide sind algerischer Herkunft und bedauern, dass *Zidane* nicht mitspielte. Sie waren natürlich für Frankreich; das Spiel ging 0:0 unentschieden aus.

Sonderförderung an Sciences Po

Bilder von brennenden Autos und Diskussionen über Arbeitslosigkeit, Diskriminierung und Rassismus dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, dass es auch positive Vorbilder in den Vororten gibt. *Tarek Bestandji* ist ein Beispiel dafür, was aus einem Jungen werden kann, wenn man ihm eine Chance gibt. Er studiert im Institut für Politikwissenschaft, in Frankreich kurz „Sciences Po“ genannt, und wird nach diesem Studienjahr seinen Master-Abschluss machen.

Tarek Bestandji kam 1982 in Algier zur Welt. Als er acht Jahre alt war, zogen seine Eltern in einen Vorort im Süden von Paris. Auf der Schule lernte er zuerst Französisch, dann ging er aufs Gymnasium in Les Ulysses, das in einem sozialen Brennpunkt liegt und deshalb vom Staat als „prioritär“ eingestuft ist (ZEP = zone d'éducation prioritaire). Ein Lehrer informierte *Tarek* über „Sciences Po“. „Ich glaubte nicht, dass das für mich wäre“, so der brillante Schüler. „Es hieß immer,

Sciences Po ist für die Bourgeois, für die Pariser, nicht für dich.“

Für gut verdienende Eltern kostet das Studium im renommierten Institut für Politikwissenschaften in Paris 5 000 Euro im Jahr, aber das hängt vom Einkommen ab. Seit 2001 versucht die Institution, über Partnerschaften mit Gymnasien auch Studenten aus schwierigen Vierteln für Sciences Po zu interessieren. Wenn sie die Aufnahmeprüfung bestehen, bekommen sie Stipendien und im ersten Studienjahr einen Mentor. *Tarek* gehört zu den ersten „Versuchskaninchen“ dieser Partnerschaft und dürfte nach diesem Studienjahr seinen Master-Abschluss schaffen. „Als ich mit dem Studium anfang, kam ich zum dritten oder vierten Mal in meinem Leben nach Paris“, erinnert sich *Tarek*. Der junge Mann war von den grandiosen Hallen in dem historischen Gebäude schwer beeindruckt: „Es liegen Welten zwischen dem, was man kennt und dem, was man nun erlebt.“ Seinen bisherigen Freunden konnte er seine neue Welt nicht vermitteln: „Die können sich das gar nicht vorstellen.“

Tareks Mutter ist Sekretärin und arbeitslos. Sein Vater war Lastwagenfahrer und ist derzeit in Algerien. Die Eltern der Kommilitonen sind Ärzte, Anwälte, haben wichtige Posten in bekannten Unternehmen und verdienen gut. Manche Studenten kennen sich seit der Schule, wohnen in denselben guten Vierteln, gingen auf dieselben, für ihre Ausbildung bekannten Schulen. Dennoch fand auch *Tarek* mit der Zeit Freunde: „Bei manchen Themen spürt man den Unterschied“, gibt er zu. Aber es sei an ihm, den Wissensvorsprung der anderen aufzuholen. „Wenn ich von der muslimischen Kultur rede, von Algerien oder vom Maghreb, wissen die anderen nicht Bescheid.“ Der Vorteil von Sciences Po sei es, dass man Erfahrungen austauschen kann: „Die Professoren unterstützen das.“ Die ersten beiden Studienjahre wohnte *Tarek* im internationalen Studentenwohnheim, dann verbrachte er ein Auslandsjahr in

Marokko. Im darauf folgenden Jahr musste er dann in Paris eine Wohnung suchen. Er fand sie, aber das war nicht leicht: „Wenn ich sagte, ich heiße Tarek Bestandji, hieß es, die Wohnung ist bereits vermietet.“ In seinen E-Mails schrieb er, dass er in Sciences Po eingeschrieben sei. „Die freundliche Antwort lautete, dass die Wohnung bereits vermietet sei, aber eine Woche später war die Anzeige wieder da.“ Ein Student von Sciences Po hat einen seriseren Ruf als der Student einer normalen Universität. „Aber wer nicht an jemanden mit ausländischer Herkunft vermieten will, tut es nicht, ob einer Sciences Po macht oder sonst wer ist.“

In fünf Jahren wurden 189 Studenten in Sciences Po aufgenommen, die wie Tarek aus Vororten kommen. Sie sind übrigens genauso gut wie die anderen. Als die Partnerschaft

2001 mit sieben Gymnasien ins Leben gerufen wurde, wurde sie als „positive Diskriminierung“ kritisiert. Heute haben 33 Gymnasien eine Partnerschaft mit dem Institut für Politikwissenschaften. „Warum sollte man denen in den Vororten nicht ein Privileg geben, das andere von Geburt an oder aus Glück hatten?“ fragt Tarek. „Ihnen eine Zeit lang ein Privileg geben und sehen, was sie daraus machen.“ Tarek weiß, dass schwarze Franzosen oder Bürger mit einem arabischen Namen wie er auch mit guten Diplomen Schwierigkeiten haben, einen entsprechenden Posten zu bekommen. Doch er ist fest entschlossen, sich seinen Platz zu erobern. Er möchte später im Finanzsektor arbeiten, wenn nicht in Paris, dann in New York oder in London.